

Steven Price
Der letzte Prinz

ROMAN

Aus dem Englischen von
Malte Krutzsch

Diogenes

Titel der 2019 bei Farrar, Straus & Giroux, New York,
erschienenen Originalausgabe: ›Lampedusa‹

Copyright © 2019 by Steven Price

Covermotiv: Leopard engraving

© Matthew Corrigan/Alamy Stock Photo

Design: Ami Smithson, Picador Art Department

We acknowledge the support of the
Canada Council for the Arts



Conseil des arts Canada Council
du Canada for the Arts

Alle deutschen Rechte vorbehalten

Copyright © 2020

Diogenes Verlag AG Zürich

www.diogenes.ch

80/20/44/1

ISBN 978 3 257 07143 6

*Für Lorna Crozier
und in Erinnerung an Patrick Lane*

Und im Schlaf weitet sich der Schlaf
wie ein zweiter unerträglicher Körper.
Valerio Magrelli

Annäherung an das Monster

Januar 1955

In seiner kleineren Bibliothek verwahrte er einen gebrochenen weißen Stein, wie ein Stück Koralle, den ein Zuckerhändler am Naturhafen von Lampedusa aufgelesen hatte. Nachmittags hielt er diesen Stein ins Sonnenlicht und ließ seine kantige, schwere Wahrheit auf sich wirken. Er war der Fürst dieser Insel, doch wie alle ihre Fürsten hatte er nie ihre Küste gesehen, nie einen Fuß auf sie gesetzt. Besuchern sagte er ironisch: Das ist eine Feuerinsel am Rand der Welt; wer könnte da leben? Er fügte nicht hinzu: In der Verbitterung einer großen Familie lebt man immer. Er präsentierte nicht den Stein und sagte: Das ist etwas Totes, und doch wird es mich überleben. Er war der Letzte seines Geschlechts, nach ihm kam nur noch Auslöschung.

Als er ein Junge war, hatte seine Gouvernante ihm erzählt, der Sand Siziliens stamme aus der Sahara, und das hatte er sein Leben lang weitergegeben, wenngleich er nicht wusste, ob es stimmte. Er stellte sich vor, wie der Sand in rot schimmernden Hitzeschleiern übers Meer geweht wurde, nordwärts getragen vom heißen Wind des Schirokko, der über die Insel Lampedusa hinwegstrich. Jeden Morgen nach dem Aufstehen ging er seine Terrasse an der Via Butera entlang, und seine Schritte, die sich im über Nacht herangewehten Sand abzeichneten, führten zu der niedrigen Steinmauer über dem Foro Italico, wo sie wie Geister Spuren endeten, denn dort blieb er stehen und schaute hinaus in den beginnenden Tag, weg von Sizilien und dem

Meer des Südens dahinter und der fernen Feuerinsel seiner Ahnen.

Er mochte Palermo nicht mit seinen staubigen Pflastersteinstraßen, seinen Trümmern vom letzten Krieg. Obwohl ihm klar war, dass er hier in seiner Geburtsstadt sterben würde, empfand er keine Liebe zu ihr, sondern eine bittere Verlassenheit. Es gab größere Leidenschaften als die Liebe. Liebe war belanglos, kurzlebig, absurd menschlich. Er hatte England geliebt, Paris geliebt, schicksalsergeben seine Lebenszeit in österreichischer Gefangenschaft während des Weltkriegs geliebt, war per Eisenbahn und Kutsche nordwärts nach Lettland gereist und hatte die vorüberrollenden dunklen nordischen Waldweiten geliebt. Und doch war er immer wieder hierher zurückgekehrt, in eine ungeliebte Stadt, zu seiner Mutter, der Fürstinwitwe, als sie noch lebte, zu den historischen Straßen mit dem Namen seiner Familie, als sie tot war. Schon als Kind im Palazzo seines Vaters hatte er die tiefgelegene Stadt als teuflisch und glühend heiß empfunden. Ihr Staub wallte vom Meer herauf, während die Fähren aus Neapel mit den hitzebetäubten Menschen an Bord sich träge heranschoben. Das allein hatte sich nicht geändert. Jetzt, wo er alt war und in der Mitte eines neuen Jahrhunderts in einem heruntergekommenen Palazzo am Meeresrand lebte, beobachtete er von seinem Standort hoch über dem Hafen die sich leerenden weißen Decks, als suchte er jemanden, den er verloren hatte.

Noch in Pantoffeln und Morgenmantel stand er da, wischte Sandkörner von der Mauerkrone und rieb zerstreut die Finger aneinander, um so vielleicht das Unglück der Nacht zu vertreiben und in den Tag hineinzufinden.

Seit die Amerikaner über die Insel gefegt waren, wohnte er mit seiner Frau Alessandra in der einen Hälfte eines Palazzos im mittelalterlichen Viertel von Palermo, in der engen Via Butera, hinter verglasten Fenstern mit Blick aufs Meer. Fragte man ihn danach, antwortete er, es sei zwar sein Haus, aber nicht sein Zuhause. Sein wahres Zuhause stand mehrere Straßen entfernt hinter dicken Mauern in einem Haufen geborstenen Steins und windverwitterter Baureste, das Werk einer über den Atlantik beförderten Bombe, deren einziger Zweck darin lag, die Welt, wie sie einmal war, auszuradiieren. Diese Bombe fiel im April 1943, und im selben Monat wurde das Anwesen seiner Frau in Stomersee im hohen Norden Lettlands von den Russen überrannt. Beide waren auf einen Schlag heimatlos und verwaist. Jetzt durchwanderte er die Straßen seiner Stadt als ein anderer Mensch, einer, den der Verlust des Gewesenen nicht befreite, sondern belastete. Denn er war auf einem Mahagonitisch in dem verlorengegangenen Palazzo in der Via di Lampedusa geboren worden und hatte seine ganze Kindheit hindurch bis ins Erwachsenenalter und auch noch zehn Jahre nach seiner Heirat allein in einem kleinen Bett dort im Zimmer seiner Geburt geschlafen, und er wusste nicht, was aus ihm werden sollte ohne Zugang zu diesem Raum.

Daran dachte er jetzt oft, wenn er allein im Frühlicht aufstand, sich eine Decke um die Schultern schlang und leise am Schlafzimmer seiner Frau vorbeiging. Seine Mutter war nach dem Waffenstillstand todkrank in diesen Palazzo zurückgekehrt und hatte ihr letztes Lebensjahr in den Trümmern verbracht. Seine Frau fühlte sich der alten Welt von Palermo nicht derart verbunden. Wenn Alessandra Wolff

einen Raum betrat, schloss sich eine Tür und sperrte das Licht aus. Sie war Linguistin, Leserin von Literatur, die einzige Psychoanalytikerin Italiens und arbeitete bis spät-abends mit den Patienten in ihrer Bibliothek, und er liebte sie wegen ihres Verstandes und ihrer geteilten Einsamkeit. Sie war die Tochter der Sängerin Alice Barbi, der letzten Muse des Komponisten Brahms, und als ihre Mutter sich wiederverheiratete, wurde sie die Stieftochter seines Onkels Pietro in London. Als sie sich kennenlernten, erinnerte er sich, hatte er kein Wort herausgebracht. Sagen Sie Licy zu mir, Cousin, verlangte sie gleich. Ihm gefielen ihr schwarzes Haar, ihre noch schwärzeren Augen und ihre breiten, starken Schultern, in denen die Kraft einer Bühnensopranistin lag. Schon als er sie vor dreißig Jahren in London zum ersten Mal zu Gesicht bekam und sie noch mit ihrem ersten Mann verheiratet war, hatte er sie für attraktiv und distanziert gehalten. Dass so viel Zeit vergangen war, verblüffte ihn. Er sah in ihr noch dieselbe Frau wie damals, älter als er, weltgewandter, eine Frau, die ihm auf der Straße immer ein paar Schritte vorausging und über ihre Schulter hinweg mit ihm redete, ohne sich umzudrehen, und deren strenge Anmut mit Arroganz verwechselt werden konnte. Dabei war so viel Zärtlichkeit in ihr. Und weil sie intelligent und nicht von klassischer Schönheit war, hatten ihre Ansichten es Männern oft unmöglich gemacht, ihre Gesellschaft zu ertragen, und das gefiel ihm auch an ihr.

An einem Morgen Ende Januar wurde er wegen der Ergebnisse eines Lungenfunktionstests zu seinem Arzt bestellt. Er war mit Schmerzen aufgewacht, hatte sein Bettzeug zer-

knüllt und war, als er die weichen weißen Füße auf den Boden schwang, über ein ihm neues Schwindelgefühl erschrocken, eine Kurzatmigkeit, als hätte sein Körper nun ernsthaft beschlossen, ihn im Stich zu lassen.

Diese Empfindung hatte sich gelegt, doch als er frühstücken gehen wollte, packten ihn an der Biegung der hohen Marmortreppe wieder die Schmerzen, und er krallte sich mit weißen Fingerknöcheln an das Geländer, die Porträts seiner Ahnen im Halbdunkel über sich, und zerrte keuchend am Knoten seiner Krawatte. War es nur Einbildung? Er legte zwei Finger ans Herz und atmete. Tatsächlich spürte er seit neuestem eine innere Unruhe, die er so nicht kannte. Beim Abendessen gestern hatte er seiner Frau nichts von dem Arzttermin gesagt, sondern nur still gelächelt und Licy gefragt, wann er so alt geworden sei.

Bäume sind alt, hatte sie ungerührt erwidert. Fürsten kommen in die Jahre.

Aber irgendetwas stimmte nicht mit ihm. An dem kleinen Tisch in der Diele rückte er seinen Hut zurecht und musterte nachdenklich das Gesicht im Spiegel. In seiner Brust stieg ein Schmerz auf und legte sich wieder.

Au, dachte er.

Und wehmütig strich er die Fältchen an seinen Augen glatt.

Er hatte die mittleren Jahre hinter sich gelassen, wie andere aus einem Zimmer gehen, einfach so, als könnte er jederzeit wieder zurück. Er war neunundfünfzig. Seit dem Waffenstillstand 1918 hatte er jede wache Stunde seines Lebens geraucht. Seine Augenfältchen verdankten sich einer Traurigkeit, einer Scheu, die schon aus seinen Kindheits-

fotos sprach. Damals war er sich in Gesellschaft Erwachsener dumm vorgekommen, und das Gefühl kannte er nach wie vor. Mit seiner leisen Art und seiner Ironie hatte man ihn zeitlebens für einen guten Zuhörer gehalten, obwohl er das Spiel des Lichts immer schon interessanter fand als ihm anvertraute Misslichkeiten. Er liebte die Einsamkeit und gutes Essen und war seit seiner Rückkehr aus England in den 1930er-Jahren dick geworden, von Palermos Zuckergebäck dann noch dicker. Da er Autos nicht mochte, lief er am Stock durch sein Viertel, schwerfällig, vornübergebeugt, im schmerzenden Körper eines zwanzig Jahre älteren Mannes, immer ein oder zwei Bücher unter den Arm geklemmt. Er trug einen fescchen kleinen Schnurrbart wie schon in seiner Jugend, das geölte Haar glatt nach hinten gekämmt, und stieg jeden Morgen in einen feinen blauen Anzug, der längst aus der Mode gekommen war. Seit über einem halben Jahrhundert las er unersättlich auf Italienisch, Französisch und Englisch. Il Mostro nannten ihn seine Cousins, weil er die Bücher so verschlang. Das Monster.

Er traf pünktlich um zehn in der Praxis ein, und Dr. Coniglio empfing ihn sofort. Etwas merkwürdig Steifes am Benehmen des Arztes beunruhigte ihn, so dass er sich auf schlechte Neuigkeiten gefasst machte. Er kannte Coniglio seit Jahren. Sie waren im gleichen Alter. Ein großer, eleganter Mann mit kräftigen Schultern, sauberem, gestärktem Kragen und unweigerlich hochgekrempten Ärmeln. Er mochte ihn, die Herzlichkeit seiner Ansprache, die Klarheit seiner Züge, wie Sonnenschein auf dem Gehweg. Coniglio hatte auch seine Mutter am Ende ihres Lebens behandelt, als sie in den zerstörten Mauern des Palazzo Lampedusa im

Sterben lag, hatte eigens dafür die lange Fahrt von Capo d'Orlando nach Palermo auf sich genommen. Bis zum Krieg war er der Hausarzt seiner Cousins, der Piccolos, gewesen, die er daheim in ihrer Villa Vina betreute, und erst in den letzten fünf Jahren hatte er die Praxis in Palermo eröffnet. Jetzt, wo er die neuen Praxisräume sah, fiel ihm ein, wie seine Mutter Coniglio immer angeschaut hatte, so kühl abschätzend aus zusammengekniffenen Augen. Auch sie hatte ihn als feinen Gentleman betrachtet. Auch sie hatte ihn nicht gern neben ihrem Sohn stehen sehen.

Er hielt sich zwar nicht für schüchtern, doch ergriff ihn eine gewisse Scheu in Gegenwart solcher Männer – Männer, die ihn seines Standes wegen achteten, Männer, die es von sich aus zu etwas gebracht hatten, Männer, die wussten, was sie wollten, Männer von Welt. Ihre gewinnende Art machte ihn verlegen, ihr Selbstvertrauen verunsicherte ihn. Er merkte, wie er ins Stocken geriet, vorsichtig wurde, zauderte, bis der Moment für einen sich doch immer anbietenden Konterspruch oder trockenen Witz verpasst war. Stattdessen senkte er die schweren Lider, lächelte matt und sah sein Gegenüber hilflos an.

Erst als ihn der Arzt bat, Platz zu nehmen, knöpfte er seinen Wintermantel auf und setzte sich. Er nahm den Hut ab, legte die zusammengefalteten Handschuhe hinein und klemmte den Gehstock zwischen seine Knie. Vorsichtig stellte er die halbgeöffnete Ledertasche neben sich, aus der die in Papierförmchen steckenden glasierten kleinen Kuchen von seinem Frühstück bei Massimo hervorschauten und der Rücken des für später eingepackten Buches, *Die Pickwickier*, ihn anglänzte. Schon griff er nach den Zigaret-

ten in seinem Jackett, fing jedoch den Blick des Arztes auf und hielt inne.

Nein?

Ach, Don Giuseppe – Coniglio lächelte mitleidig –, nicht alles Erfreuliche im Leben ist verboten. Manches aber schon, sollte es jedenfalls sein. Sie sehen müde aus, mein Freund.

Giuseppe zog die leere Hand zurück und schlug die Beine übereinander, wobei das purpurrote Knopfpolster des Sessels knarrte. Der Arzt hatte sich auf die Schreibtischkante gehockt, ein Bein angewinkelt und die Hände locker auf dem Oberschenkel verschränkt, jene Hände, die andere Menschen drehten und wendeten, ihnen die Haut aufschnitten und die Geheimnisse ihres Körpers aufzudecken suchten. Ruhig schaute er dem Arzt ins Gesicht.

Und, sagte er.

Es ist, was ich befürchtet habe. Der Arzt sprach jetzt leise und überlegt. Ein Emphysem. Es lässt sich vielleicht aufhalten, aber nicht heilen. Tut mir leid.

Giuseppe lächelte leicht. Er wusste nicht, was er dazu sagen sollte.

Der Lungenfunktionstest ist allerdings nicht immer schlüssig. Wir könnten Sie noch einmal untersuchen.

Würden Sie das empfehlen?

Coniglio sah ihn ein paar Sekunden ernst an. Nein, sagte er schließlich sanft. Sind Sie allein hier? Ich hatte gehofft, die Fürstin würde Sie begleiten.

Er schüttelte ruhig den Kopf.

Sie sollten nicht alleine sein, sagte der Arzt. Er stand auf, setzte sich hinter seinen Schreibtisch, nahm einen Füllfeder-

halter aus der Schublade und schraubte ihn auf. Ich verschreibe Ihnen etwas gegen die Schmerzen. Aber Sie wissen, dass die einzige richtige Medizin für Sie der Verzicht aufs Rauchen ist.

Der Wintermorgen hing grau und diffus in den Gardinen. Giuseppe schloss die Augen, öffnete sie.

Und wendet das die Krankheit zum Guten?, fragte er.

Sie ist chronisch, Don Giuseppe; da gibt es keine Wendung zum Guten. Sie schreitet in jedem Fall fort. Doch sie ist beherrschbar. Sie müssen Ihre Lebensweise ändern. Regelmäßig Sport treiben. Spazieren gehen. Weniger essen. Sorgen und Stress vermeiden, wo Sie können.

Eine andere Therapie gibt es nicht?

Hm. Versuchen wir es erst mal damit.

Aber die Krankheit bringt mich um?, hakte er nach.

Coniglio musterte ihn still von seinem Platz hinterm Schreibtisch aus. Da könnte Sie so einiges vorher umbringen.

Giuseppe lächelte unwillkürlich.

Das hier gebe ich Ihnen gegen die Schmerzen und damit Sie besser schlafen können. Der Arzt schrieb ein paar Minuten an dem Rezept. Dann schnürte er eine rote Mappe auf, nahm zwei maschinengeschriebene Seiten heraus, las sie durch und legte sie wieder zurück. Wir werden alt, Don Giuseppe, sagte er mit einem kleinen Stirnrunzeln. Er hob den Kopf. Darauf läuft es hinaus. Wir merken es vielleicht nicht, aber so ist es.

Ja.

Unser Körper lässt es uns nicht vergessen.

Allerdings.

Coniglio schwieg und legte die Fingerspitzen vor sich aneinander. Offenbar wusste er nicht recht, was er als Nächstes sagen sollte. Zu Giuseppes Überraschung wechselte er dann das Thema und begann, beiläufig von seiner Frau zu sprechen. Sie war Französin und dafür bekannt, dass sie ihn schlecht behandelte. Er sagte: Jeanette ist wieder nach Marseille gegangen. Ihre Schwester ist krank. Sie möchte bei ihrer Familie sein. Sie hat mir geschrieben, ich solle bitte zu ihr kommen. Und bleiben.

Oh.

Sie und die Fürstin haben doch lange getrennt gelebt, nicht wahr?

Ja. In den 30er Jahren.

Ich erinnere mich, dass Ihre Mutter davon sprach. Fürstin Alessandra war in Lettland?

Giuseppe nickte. Was seine Mutter dazu gesagt haben könnte, stellte er sich lieber nicht vor.

Coniglio klopfte vor Nervosität mit dem Füllhalter an seinen Ehering, klick, klack. Sein Gesicht indes war ruhig, sein Haar glatt, sein korallfarbenes Hemd knitterfrei und makellos. Ja, sagte er, bei Ihnen hat das Arrangement funktioniert. Das ist die Welt von heute, Coniglio, sage ich mir. Sei stark. Es gibt Telefon und Flugzeuge.

Giuseppeklärte den Mann nicht auf. Seine Frau Licy war immer gegangen, wohin sie wollte, wie sie wollte. Nach Sizilien war sie erst geflohen, als die Sowjets sich ihrem Anwesen in Lettland näherten und im Vormarsch die großen Höfe niederbrannten. Er bildete sich nicht ein, sie hätte sich seinen Wünschen gefügt.

Jeanette meint, für einen Arzt gibt es in jeder Stadt Ar-

beit. Sogar für sizilianische Ärzte, meint sie. Da wird etwas Wahres dran sein.

Was werden Sie tun?

Coniglio sah vage lächelnd aus dem Fenster. Ich werde mir den schlimmstmöglichen Ausgang vorstellen und mich für das glimpflichere Ende entscheiden, sagte er. Aber meine Patienten, um die würde ich mich sorgen, Don Giuseppe. Ich müsste ja vielen Lebewohl sagen.

Es ist immer besser, der zu sein, der geht, als der, der zurückgelassen wird, erwiderte Giuseppe nach einem Augenblick.

Ja. Und manche Reisen dulden keinen Aufschub.

Giuseppe neigte den Kopf.

Coniglio fasste sich an den Nasenrücken, eine Geste, aus der Kummer und plötzliche Ratlosigkeit sprachen. Er nahm die Brille ab und kniff die wasserblauen Augen halb zu. Die starke Gefühlsbewegung des Mannes kam für Giuseppe überraschend und machte ihn verlegen. Wissen Sie, sagte der Arzt, seit Jahren fällt mir, wenn ich vor einer schwierigen Entscheidung stehe, etwas ein, das Ihre Mutter mir mal gesagt hat. Nehmen Sie immer den leichteren Weg, Dr. Coniglio, sagte sie. Und doch habe ich das nie getan. Was ist nur los mit mir?

Coniglio sah ihm kurz ins Gesicht, und es war, als hätte im kalten Sonnenlicht zwischen ihnen eine Münze geblinkt. Ihre Mutter war eine starke Persönlichkeit, fuhr er fort. Sie hatte feste Überzeugungen. Ich weiß noch, wie oft sie mit mir über Mussolini geredet hat.

Zum Ende hin war sie ziemlich verwirrt.

Sie hat über seine Gamaschen geschimpft. Andauernd

Gamaschen, sagte sie. Coniglio schmunzelte bei der Erinnerung daran und schüttelte den Kopf. Ich weiß noch, wie sie eines Morgens meine Hand hielt und sagte, Mussolini hätte nichts geändert, und doch sei durch ihn alles anders geworden.

Sie dachte an ihr Haus, sagte Giuseppe leise.

Ein wunderschöner Palazzo, stimmte der Arzt bei. Den hätten die Amerikaner nicht so zerbomben müssen.

Mir war nicht klar, dass Sie das wussten, Doktor.

Coniglio sah ihn verwundert an. Ich habe Ihre Mutter dort besucht. Mehrmals.

Da war er wohl kaum noch schön.

Nun ja.

Vor seiner Zerstörung war es ein prächtiges Haus.

Der Arzt sah ihm in die Augen, nickte. Und auch danach noch, Don Giuseppe. Als Kind bin ich jeden Sonntagmorgen daran vorbeigelaufen. Mein Vater hatte eine Fischbude in der Vucciria. Es war nicht der schnellste Weg. Ich hatte es aber nicht immer so eilig, zu ihm zu kommen.

Er sagte das ohne Scham oder Verlegenheit wegen seiner niedrigen Herkunft, und Giuseppe konnte nur zerstreut nicken. All das schien ihm plötzlich von größter Belanglosigkeit. Seine Mutter hatte diesem Arzt zuletzt misstraut, hatte gehustet und das Gesicht verzogen und ihn ihren guten Doktor Mafioso genannt. Er wollte etwas sagen, schloss dann aber wieder den Mund. Glotz nicht wie ein Fisch, hatte seine Mutter ihn immer ermahnt. Abrupt stand er auf.

Verzeihen Sie mir, sagte er.

Coniglio erhob sich halb hinter seinem Schreibtisch. Aber natürlich.

Ich habe vergessen, wie spät es ist.

Gewiss doch. Man wird, da bin ich sicher, bald wieder voneinander hören, Don Giuseppe. Empfehlen Sie mich bitte Don Casimiro und Don Lucio. Und natürlich der Fürstin.

Auf einmal klang ihm aus der altmodischen Sprechweise des Arztes die Syntax eines englischen Romans entgegen, als wäre es eine laut übersetzte Passage von Meredith oder Eliot, und er warf ihm unter schweren Lidern hervor einen Blick zu. Wie kaum ein anderer hatte dieser Mann den Verfall der Liebe seiner kranken Mutter zu ihm miterlebt, die zunehmenden Spannungen mitbekommen, die Bitterkeit, die leisen Verwünschungen, die verhüllten Beleidigungen. Daran zu denken gab Giuseppe einen Stich, denn es hatte aus ihm einen verletzlichen Narren gemacht. Aber schon verschwand das Gefühl, und er wollte nur noch raus aus dem kleinen Sprechzimmer mit seinem Geruch nach Erfrischungstüchern, Lackfarbe und Kampfer, Gerüche, die er immer mit dem eigenen Tod verband.

Und so setzte Giuseppe Tomasi, der letzte Fürst von Lampedusa, sorgsam seinen Hut auf, schob die Finger in die Ziegenlederhandschuhe seines toten Vaters und ergriff seinen Gehstock und die abgewetzte Ledertasche. An der Tür hielt er inne.

Wie lange habe ich noch, Doktor?

Coniglios Hände waren adrett auf dem Schreibtisch gefaltet, und als er den Kopf schräg legte, fiel das Licht auf die Brille, so dass man die Augen nicht mehr sah. Das hängt von Ihnen ab, erwiderte er schließlich. Beten wir, dass es noch viele Jahre sind.

In dem Fall, sagte Giuseppe mit einem letzten ironischen Lächeln, hängt es überhaupt nicht von mir ab.

Der Arzt lächelte ebenfalls, doch das Lächeln hatte etwas Trauriges, und Giuseppe drehte sich um und ging. Das Milchglas an der Tür zur Straße klirrte leise, als er sie schloss, und er schlurfte auf seinen Stock gestützt hinaus an die kalte, klare Luft, als wäre es noch derselbe Morgen wie zuvor und er noch derselbe Mensch.